Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 13

Artikel: Die Lücke ruft dem Dieb : zur Fortsetzung einer Diskussion
Autor: Knobel, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-510895

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bruno Knobel

Die Lücke ruft dem Dieb

Zur Fortsetzung einer Diskussion

Die Versicherung

In diesem Blatte wurde neulich eine Diskussion geführt mit «jungen Rebellen», welche die Armee ablehnen. Sie äußerten u. a. die Meinung, unsere Armee hätte in einem mit den heutigen Mitteln geführten Krieg keine Chance, und führten an, wichtiger als eine Armee sei es für uns, durch Verzicht auf eben diese Armee der Welt ein Beispiel für den Frieden zu geben.

Der Zufall wollte es, daß ich seither Gelegenheit hatte, mich in Israel umzusehen: Ein kleines Land wie unseres; ein Volk von nur 2,5 Millionen Einwohnern, das alles tut für seine friedliche Existenzsicherung und sich, weiß Gott, auch nichts sehnlicher wünscht als Frieden.

Aber – obwohl sie den Frieden wünschen, haben sie eine Armee. Auch diese ist klein und nur mit konventionellen Waffen ausgerüstet, auch sie ist zahlenmäßig den Armeen der Nachbarstaaten weit unterlegen. Aber ihre Existenzberechtigung wird in Israel nicht in Zweifel gezogen. Vielleicht, weil sie den Beweis dafür erbracht hat, daß eine kleine Armee auch angesichts der modernen Kriegsführung nicht sinnlos ist.

Und auch in Israel besteht eine Armee nicht obwohl, sondern *weil* das Volk den Frieden wünscht. Idealistische Friedenskämpfer unserer Breiten reden immer von einem allgemeinen, weltweiten Frieden. Das ist schön, und das ist sicher eine verdienstvolle Zielsetzung. Aber ich meine: Es wäre schon eine hinreichend verdienstvolle Tat, vorerst einmal etwas für einen Frieden im engsten Bereich, für *unseren* Frieden zu tun. Um dies zu erreichen, ist eine Armee nützlich. Sie kann allein durch ihr Vorhandensein und durch die Glaubwürdigkeit ihres Verteidigungswillens jemanden davon abhalten, *unseren Frieden* zu stören.

Wenn die Israeli heute in relativem Frieden leben können, dann verdanken sie es der Existenz ihrer Armee. Fehlte die Armee, dann herrschte zwar auch Frieden, aber jener eines Friedhofes. Die Armee ist die Friedens-Versicherung der Israeli. Sie zahlen die Prämie, denn sie kennen das alte hebräische Sprichwort: «Die Lücke ruft dem Dieb.»

«Friede!»

Die israelischen Soldaten gelten als zähe und als erbitterte Verteidiger ihres Landes. Aber es sind keine Eisenfresser. Sie bilden wohl die einzige Armee, wo sich – nur scheinbar paradox – die Angehörigen mit «Schalom» (Frieden) grüßen. Selbst nach dem Sechstagekrieg kamen in Journalistik und Literatur keine Kriegsgurgeln zu Wort. Leid und Bedauern über einen aufgezwungenen Krieg bildeten den Roten Faden in neuen Büchern. Das Buch «Ich hasse den Krieg» von Major Yigal Lev wurde im Ausland zum Bestseller. In Israel findet man, selbst in diesem Buch würden die kriegerischen Erfolge noch zu wenig untertrieben. Dagegen spricht man mit Anerkennung vom Buche «Gespräche mit israelischen Soldaten». Ich kenne kein erschütternderes Buch über menschliche Friedenssehnsucht.

Armee zur *Friedens*sicherung: Nirgends empfindet man das stärker als in den grenznahen Kibbuzim in der Nachbarschaft Syriens und des Libanons, wenn im Morgenlicht die Traktoren ausfahren zur Feldarbeit, aber mit der Morgensonne auch die israelischen Fliegerstaffeln zum sichernden Patrouillenflug über den nordgaliläischen Bergen erscheinen.

Im Kibbuz Ga'aton erzählte mir der Karikaturist und Maler Shemuel Katz, wie während des Krieges eines Nachts Mota Gur, Oberbefehlshaber der Nordarmee, überraschend bei ihm aufgetaucht sei, um – in einer Gefechtspause – mit dem Künstler über die Illustration eines *Kinderbuches* zu diskutieren, dessen Verfasser – Gur ist. Eine Verteidigungsarmee und der Friede, sie sind enger miteinander verbunden, als mancher unserer Armeegegner wahrhaben will. «Si vis pacem, para bellum» (wenn du Frieden willst, rüste zum Krieg) – das Wort hat seine Bedeutung nicht verloren, auch wenn es heute zu oft von «jungen Rebellen» als bloßes humanistisches Alibi für Kriegshetzer verspottet wird.

Bild unten:
Im Kibbuz Ga'aton unterhält sich während einer Gefechtspause der Oberbefehlshaber der israelischen Nordarmee, Mota Gur, zugleich Autor von Kinderbüchern, mit Shemuel Katz über die Illustrierung eines neuen Buches ...

Dieser Beitrag wurde vom israelischen Maler und Karikaturisten Shemuel Katz illustriert.

Der Job

Wenn sich noch vor wenigen Jahren bei uns ein Pfarrer mit Rollkragenpullover, ein Hochschuldozent ohne Krawatte oder ein Magistrat im Manchester-Veston gezeigt hätte, wäre das als Sakrileg empfunden worden. Man pflegte aus der Form auf den Inhalt zu schließen.

Auch in unserer Armee galt zu lange zu sehr die Form mehr als der Inhalt. Disziplin ohne Drill hielt man für unmöglich. Man orientierte sich stark am «Schneid» des nördlichen Nachbarn und verstärkte ihn womöglich noch. Mit den vom Oswald-Bericht eingeleiteten Reformen wollte man das *Wesentliche* stärker gewichten, aber – dies kaum eingeführt – beginnt man da und dort schon zurückzubuchstabieren: der Haarwuchs, die Haltung, der Gruß, die Kopfbedeckung – sie geben Anstoß zu dauerndem Gerangel.

Die junge israelische Soldatin, die mich (mit baumelndem Roßschwanz und ohne Mütze) zu einem Brigadegeneral führte, trat in dessen Büro, sagte – die Hände in ihrer Windbluse – «Schalom» und wollte ebenso formlos wieder gehen.

Der General sagte ebenfalls «Schalom», schob mir einen Stuhl hin und fragte die junge Frau: «Wie heißt du? Du kannst gleich mithören.»

«Sarah», sagte die Soldatin. «Soll ich vielleicht einen Kaffee organisieren?»

Als ich sie, nach dem Interview, auf der Straße fragte, wie denn eigentlich die Vorschriften über militärische Umgangsformen lauteten, war sie leicht erstaunt. «Wir sind Bürger im Soldatendienst», dozierte sie fast vorwurfsvoll. «So verkehrt man denn untereinander doch auch wie Bürger.» Und mit einem letzten Versuch, es mir zu erklären: «Verstehen Sie, im Militärdienst tun wir ja nur unseren job!»

Nicht Formen um ihrer selbst willen, nicht Formen, die dauernd ein soziales Gefälle zwischen Vorgesetzten und Untergebenen deutlich machen, sondern jene kameradschaftliche Formlosigkeit, welche sich Partner erlauben können, die einen gemeinsamen job ausüben. Hemdärmlig, möchte ich sagen; aus bloßen Formen keine Geschichte machen. Dafür hat die Formlosigkeit dieser Armee Geschichte gemacht.

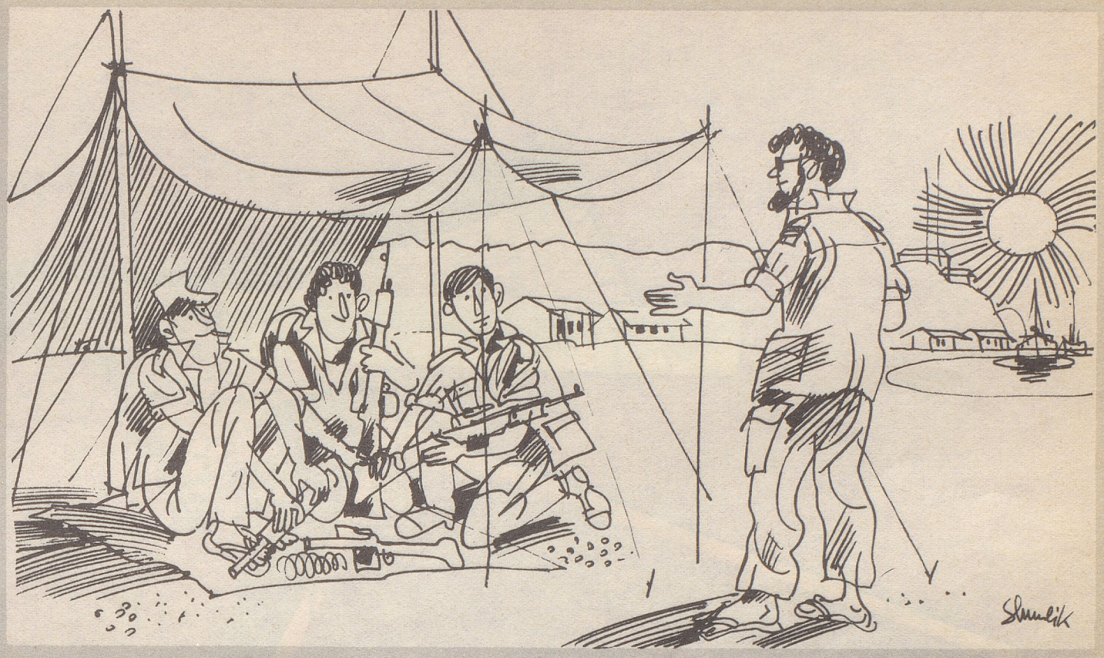
Bild rechts:
«Schalom» sagt der Brigadegeneral zur jungen israelischen Soldatin ...

Kopf wichtiger als Haar

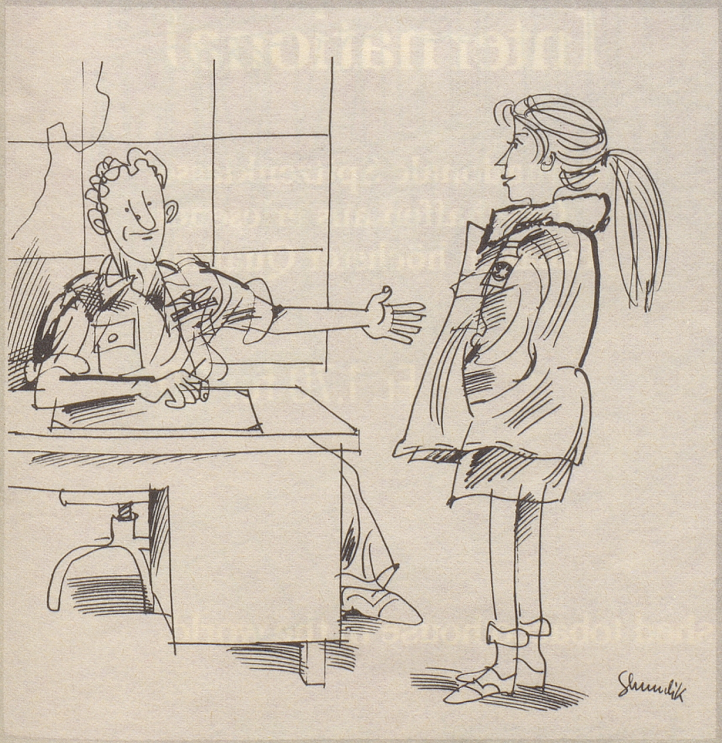
In einem Militär-Camp in Sharm el-Sheikh: Im Schatten der Zelte hantieren Soldaten. Der Hauptmann tritt zu ihnen. Rede und Gegenrede. Es könnte ein Arbeitsteam von Ingenieuren sein. Kein Aufrichten, keine gebrüllte Meldung, überhaupt keine Meldung (der Offizier hat ja Augen!), ein bloßes Fachgespräch. Man lacht, man arbeitet dennoch, man raucht. Eine Mütze wird ebenso wenig getragen wie im Ausgang. Der Hauptmann trägt dafür einen wallenden Mosesbart und das Haupthaar wie ein Mitglied der «Rolling Stones». Seine Uniform unterscheidet sich nicht von jener der Soldaten. Sie ist häßlich – aber richtig für den job.

«Wir lernen von den israelischen Soldatenerziehern, daß es nicht schädlich zu sein braucht, wenn sich in einer Armee nach und nach neue Gewohnheiten bilden. Der Soldat wie der Bürger haben sich seit altersher gewandelt und werden sich weiter wandeln. Wichtig ist, daß wir den Freimut entwickeln, Ueberholtes von Bord werfen, und die Festigkeit, an *Notwendigem* festzuhalten ...» Das schrieb der doch wohl kaum der militärischen Verweichlichung verdächtige Schweizer Militärschriftsteller Gustav Däniker.

Und *notwendig* ist, was der Sache nützt. Was ihr nicht nützt, ist nebensächlich, und dafür hat man in Israel keine Zeit. «Nur in Armeen, wo man glaubt, viel Zeit zu haben, macht man aus Nebensächlichem einen Popanz und rechtfertigt ihn damit, daß gerade das Nebensächliche Ausdruck des Wesentlichen sei; aber das ist es nur in seltenen Fällen noch», erklärte mir in Jerusalem ein hoher Regierungsbeamter, beim Essen, nebenbei wie der Dessert. Scheinbare Largheit in Aeußerlichkeiten braucht nicht mangelnde Härte zu sein. Der israelische Soldat kann ebenso hart marschieren wie hungern. Im letzten Krieg brauchte er – in der Sinai-Wüste – täglich zwei Liter Wasser. In westlichen Armeen rechnet man mit dem Zwanzigfachen pro Kopf, und daran ändert auch nichts, wenn auf diesem Kopf die Haare preußisch kurz befohlen sind.



In einem Militär-Camp in Sharm el-Sheikh: es könnte ein Arbeitsteam von Ingenieuren sein. Keine gebrüllte Meldung, ein bloßes Fachgespräch ...



Im äußersten, gefährdetsten Posten im Norden, hoch über dem libanesischen Murghr Sheba – da gleicht der Camp-Betrieb einer schweizerischen Ferienkolonie. Aber nur scheinbar. Die Soldaten tun ihren job, und sie tun ihn mit höchster Zuverlässigkeit und Wachsamkeit.

Subversionsgefahr und Dienstverweigerung

Zuverlässigkeit ist nötig. Denn neben der Bedrohung von außen gibt es ein Problem im Innern: Unter den Israeli leben 250 000 Araber; zählt man dazu jene in den besetzten Gebieten, sind es über eine halbe Million. Und sie können zu jeder Stunde des Tages indoktrinierende Fernseh- und Radiosendungen aus den umliegenden arabischen Staaten abhören. Gefahr der Subversion? Gewiß! Aber man begegnet ihr mit Gleichmut, wenn auch wachsam. Es herrscht keine Psychose des Anschwärzens, keine amtliche Institutionalisierung gegenseitiger Beargwöhnung; keine Anti-Subversions-Apostel durchreisen referierend das Land. Auch Frieden ist ein Risiko, das man ohne Verletzung demokratischer Spielregeln eingehen muß.

Wollte Israel unsere Zivilverteidigungsfibel verwenden, dann würden etliche Kapitel daraus nicht übernommen. Allerdings: Solche Vergleiche sind vielleicht billig. Es ist zweifellos leichter, einen Feind zu haben, ihn zu sehen, von ihm offen bedroht zu werden und zur Verteidigung die Opfer für eine Armee zu tragen, als (wie in der Schweiz) die Existenzberechtigung einer Armee anzuerkennen, ohne von irgendeiner Seite konkret bedroht zu sein. Stärke oder Schwäche eidgenössischen Wehrwillens bleibt in unserer Zeit weitgehend eine Frage des Vorstellungsvermögens.

Aber es müßte für die Israeli heute schwerer sein als für uns, in der Frage der Dienstverweigerer eine menschlich großzügige Haltung einzunehmen, und doch tun sie es. Eine religiös-orthodoxe Gruppe von Juden, die aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigern, werden ganz einfach von der Dienstpflicht befreit. Nach anderen Dienstverweigerern befragt, erklärt ein Redaktor der größten israelischen Morgenzeitung nach längerem Ueberlegen, es sei ihm im Augenblick kein Fall präsent außer einem Prozeß aus jüngerer Zeit: Drei Burschen und ein Mädchen seien wegen Dienstverweigerung vor dem Richter gestanden. Die öffentliche Meinung sei indessen einhellig *gegen* eine Verurteilung gewesen: Dadurch, daß die Vier keinen Militärdienst leisteten, seien sie ja schließlich bestraft genug. Denn: Dienst zu tun – das ist in Israel ein Statussymbol. Weil Militärdienst leisten das gleiche bedeutet, wie einen Beitrag zu leisten zur Erhaltung des Friedens.

Der *Soldat* als Garant des *Friedens!*

Ein Argument, das uns die Israeli lehren können. Vielleicht hat deshalb der israelische Soldat so stark den Status eines Bürgers.

«Sie finden deshalb auch nirgends in unserem Land ein ‹Grabmal des Unbekannten Soldaten›», sagte mir ein Rabbi, an dessen Armeeuniform man – mit einiger Mühe – die Rangabzeichen eines hohen Offiziers entdecken konnte, «weil wir weder einen aktiven noch einen toten Soldaten haben, der unbekannt ist; alle sind ja *Bürger*.»

Eines hat mich verblüfft und nachdenklich gestimmt: Die Meinungen von Soldaten und jene von Offizieren stimmen überein!

In Israel.